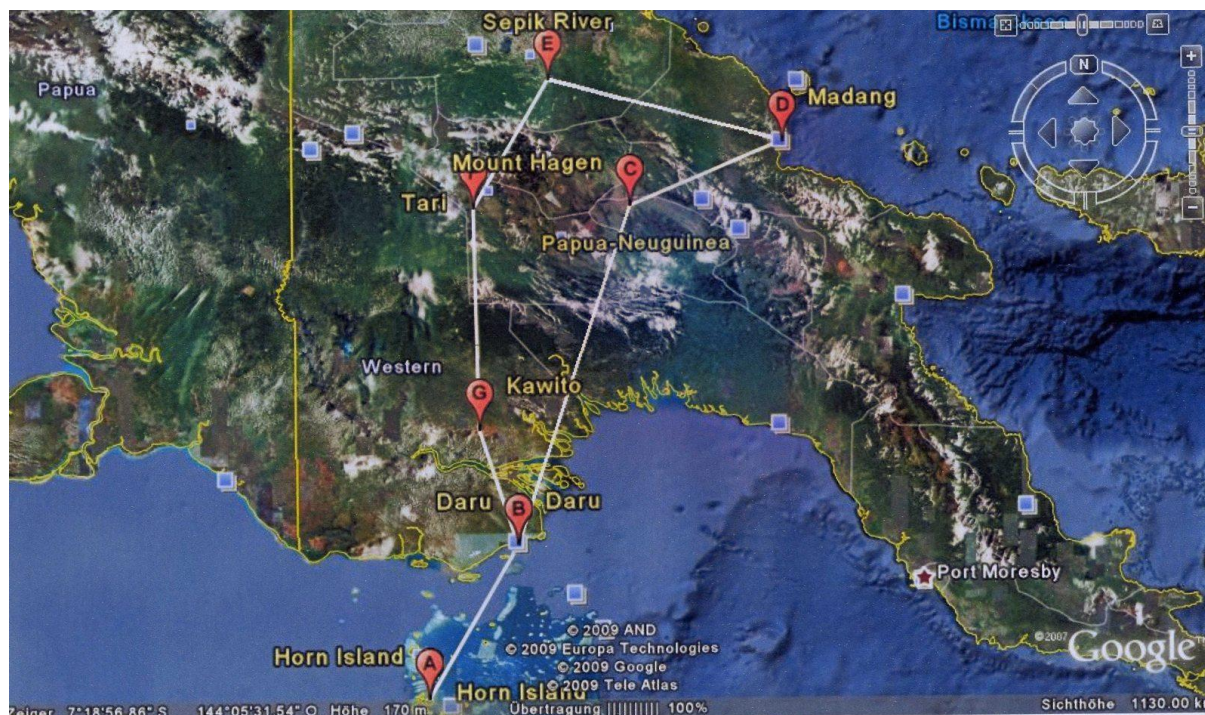


2009 Papua Neu Guinea: Der Flug in den Regenwald



Eine deutsche Pilotengruppe startet am 28. September 2009 in Alice Springs, Australien, zu einer außergewöhnlichen Fliegerreise nach Papua Neu Guinea. Die 6 Piloten, die zwei Pilotinnen der VDP und 1 Passagierin fliegen in zwei Cessnas 172 und einer Piper Saratoga über Mount Isa nach Cooktown. Dort treffen wir Franz und Christa, die mit einer Cessna 210 von Brisbane gekommen sind. Mit nunmehr vier Flugzeugen fliegen wir am Great Barrier Reef entlang und erreichen am 30. September Horn Island, eine kleine Insel im äußersten Norden Australiens, unser Sprungbrett für den Flug über die Torres Strait nach Papua Neu Guinea.

Im Hotel Gateway Torres Strait Resort erwartet uns Bob Bates, der Direktor der Trans Nuigini Tours, Besitzer von sechs Lodges in Papua und einiger kleinerer Flugzeuge für Touristenflüge. Bob hat unseren Aufenthalt in Papua organisiert und wird die beiden Cessnas und die Saratoga leiten und begleiten. Denn Fliegen in Papua ist anspruchsvolles Fliegen teilweise in hohem Gebirge und unter tropischen Wetterbedingungen.

Die Cessna 210 hat keine Einfluggenehmigung für Papua und parkt in Horn Island. Die beiden kleineren Cessnas werden auf Bobs dringenden Rat nur mit zwei Piloten besetzt. Franz, Christa und ich haben das Vergnügen, Papua in Bobs Beech Baron kennenzulernen.

Am 1. Oktober heben wir früh ab, Bob's Beech Baron mit uns drei Passagieren zuletzt. Uns erwarten Wolken. Hier und da erspähen wir noch eines der grünen Inselchen unter uns. Wir steigen zunächst auf 11.000 ft, als wir uns den Zwei-, Drei- und Viertausendern nähern auf 14.000 ft. Durch Wolkenlöcher erkennen wir Berge und immer wieder Berge, grün bewachsen bis oben. Und ganz tief unten enge Flusstäler. Lange Zeit nirgendwo eine menschliche Ansiedlung, keine Straße. Notlandung? Keine Chance. Endlich kleine Dörfer und dann die sich weit ausbreitende Stadt Mount Hagen. Die Landebahn liegt auf 5360 ft Höhe und ist 1372 m lang. Wir kreisen, bis die letzte der kleinen Maschinen auf dem Karamuga Airport gelandet ist.

Von hier aus bringt uns ein Bus in die bunte, schmutzige Stadt mit den vielen, vielen ärmlich gekleideten dunkelhäutigen Menschen und den flachen, verwahrlosten Häusern. Frauen mit Kindern sitzen am Straßenrand im Schmutz und bieten Gemüse und Obst an. Die Kriminalität in Mt. Hagen ist hoch. Die einzige Bank versteckt sich

völlig hinter Gittern. Die bewaffnete Wache am engen Eingang lässt Kunden nur einzeln hinein. Auch die Schalterhalle ist vergittert. Durch den schmalen Schlitz schiebt mir die freundliche Bankangestellte meine eingewechselten Kina zu.

Gegenüber auf dem überdachten Markt staunen wir über die Vielfalt des Angebots an Naturprodukten. Kartoffeln, Gemüse, Nüsse und Obst, alles ist frisch und appetitlich angeordnet, wird hin und wieder mit Wasser besprenkelt. Lebende weiße Hühner erwarten auf Tischen brav ihr Schicksal. In einer anderen Ecke gibt es leuchtend bunte Wolle und hübsche Flechtarbeiten. Die Eingeborenen-Marktfrauen mit ihren Kindern lächeln uns freundlich an und lassen sich gern fotografieren.

Nach einstündiger Fahrt auf unbefestigter Gebirgsstraße durch und um Schlaglöcher herum erreichen wir durchgerüttelt Rondon Ridge auf 7100 ft, eine Lodge die sich in die natürliche Pflanzenwelt des Kum Mountain einschmiegt. Uns Gästen erwartet höchster Luxus. Wir betreten das „haus tambaran“, die große Halle, zugleich Speisesaal, Bar und Aufenthaltsraum, und schon sind wir von einer uns verzaubernden Geisterwelt umgeben. Von allen Wänden, aus allen Ecken, schauen ernste oder freundliche Geistermasken auf uns Eindringlinge. Auch im Zimmer steht eine schöne mannshohe Maske. Der herrliche Blick auf die nahen Berge und hinunter ins Waghi-Tal bleibt uns verhüllt; denn der nach-mittägliche Tropenregen prasselt auch noch in der Nacht auf die Lodge herunter.

Am nächsten Morgen holpern wir bei diesigem Wetter hinunter zum Karamuga Airport, vorbei an mehreren hübschen Häusern der Melpa mit den geflochtenen Außenwänden. Kleine braune Schweine huschen ins üppige Grün. Am Weg-rand winken uns Eingeborene zu, einmal eine ganze Gruppe, die die Einweihung ihrer neuen Kirche, auch im Flechtstil, feiert.

Unser heutiges Ziel, 2. Oktober, ist Madang am Pazifik. Bob und wir drei Passagiere fliegen diesmal in einer alten Islander P2 EER, die riesige Zuladungen verkraftet, über lockeren Kumuli unter einer grauen Stratusdecke über das Bismarck-Gebirge in die Ebene. Der 1554 m lange Runway auf 10 ft Höhe ist lang genug für die sichere Landung und auch für Starts in großer feuchter Hitze.

Madang ist anders als Mt. Hagen: Breite, saubere Straßen, große, ansehnliche Gebäude. Die Menschen sind besser gekleidet, die Frauen tragen Hängekleider, weit und über-Knie-lang, die Männer vielfach runde Wollkappchen. Auch in Madang lauern Taschendiebe. Auf dem Markt bleiben wir dicht hinter dem Guide. Wir bewundern auch hier das vielfältige Angebot an Gemüsen, Kartoffeln, Yam, Tapiok, Obst und Nüssen.

Vorbei an kleinen Straßenmärkten fahren wir in das Dorf Siar, wo ein fanatischer Prediger vor einer schweigenden Menschenmenge lautstark das Gottesgericht über alle Sünder heraufbeschwört. Im kleinen Madang Kultur-Museum entdecken wir außer Masken, Waffen und Gegenständen aus dem Leben der Eingeborenen auch Fotografien, Dokumente und Hinweise auf die deutsche Kolonialzeit, auf Kaiser Wilhelm und die mehr als 100jährige Freundschaft mit Deutschland.

Am Strand entlang geht die Fahrt in die Malolo Plantation Lodge am schwarzen Palmenstrand. Mit einer Blumen-Halskette und einem kühlen Getränk begrüßen uns der Lodge Manager Lawrence und seine hübsche Frau Joyce, beide Eingeborene. In der großen Hitze genießen wir den erfrischenden Swimming Pool und das Meer. Mit einigen Kindern streifen Ingrid und ich durch den Dschungel in das nächste Dorf. Überall werden wir freundlich begrüßt. Wir entdecken, wie die Menschen hier leben, und dürfen zuschauen, wie das Abendessen aus Bananen zubereitet wird.

Am 3. Oktober besuchen wir zuerst das Dschungeldorf Madukar. Viele Kinder kommen auf uns zu, führen uns im Dorf herum und zeigen uns das Grab des deutschen Missionars am Dorfrand. Wir erhaschen einen kurzen Blick auf die Vorbereitungen für die Totenfeier für eine Frau, die vor zwei Wochen gestorben ist.

Zwei braune Schweine liegen auf dem Boden, die Füße zusammengebunden, sie sollen für das Totenmahl geschlachtet werden. Eine Gruppe Frauen kocht Gemüse. Vom Guide erfahren wir, dass die Jungen mit 17/18 Jahren ein „boys' house“ bauen und dort leben. Nach der Hochzeit baut der Mann ein Haus für seine Familie. Im heißen, feuchten Klima verrotten die Häuser nach 6/7 Jahren.

Ein besonders freundliches Willkommen erlebten wir in Bagildig, einem Dschungeldorf in der Nähe der Lodge. Girlanden aus fein gesplissten Palmenblättern mit eingesteckten roten Blüten sind zu unserem Besuch aufgehängt. Der Dorfälteste und die Dorfbewohner begrüßen uns mit Kokoswasser, das wir aus jungen Kokosnüssen schlürfen. Frauen zeigen uns die Zubereitung eines Mischgemüses in einem großen Tontopf über offenem Feuer. Ich darf den Dorfbrunnen unten am Strand anschauen und auch eine Toilettenhütte im Dschungel jenseits der Straße. Der Höhepunkt unseres Besuchs ist das „Sing-Sing“, die Tanzvorführung von Männern und Frauen in ihrer traditionellen Festkleidung und Bemalung.

Nicht weit von der Lodge entfernt liegt Tadwai Island, eine winzige, vom Dschungel überwucherte junge Koralleninsel mit einem kleinen, sehr schönen Riff. Mit dem Kanu oder schwimmend überqueren wir die blaue Lagune. Das Wasser ist wunderbar klar und warm. Schnorchelnd, schwimmend oder vom Kanu aus bewundern wir viele Korallenarten direkt unter der Wasseroberfläche und beobachten die kleinen bunten Fische. Ein Südsee-Traum.

Am Sonntag, 4. Oktober, bringt uns Bob in der Islander P2 EER zuerst sehr nahe an den aktiven Vulkan Manam heran, dann weiter an weißen und schwarzen Stränden entlang. Schließlich fliegen wir in geringer Höhe das riesige mäandernde Flussgebiet des Sepik River hinauf, vorbei an Dörfern, wo die Häuser auf Stelzen im Wasser stehen. Wir landen auf der 90 ft hohen und 1340 m langen Graspiste 12 von Karawari, die knapp vor dem Wasser endet. Das ganze Dorf, vor allem die Jugendlichen, empfängt uns und bestaunt die vier kleinen Flugzeuge.

Ein flaches, überdachtes Boot schippert uns den Karawari, den Nebenfluss des Sepik, hinauf zur urigen Anlegestelle. In den feuchten braunen Schlamm sind Treppenstufen gestochen, ein glitschiger, mit äußerster Vorsicht und Stock oder den helfenden Händen von Lodge-Angestellten zu bewältigender Aufstieg. Ein völlig vergammelter, uralter Jeep, mit Blümchen bemalt, erträgt uns alle Elf auf der Ladefläche und dazu noch zwei Lodge-Leute auf dem Trittbrett, keucht mühsam den Berg hinauf und stoppt in der überdachten Einfahrt der Karawari Lodge.

Diese Lodge liegt in einer der entlegensten und am ursprünglichsten bewahrten Gegend Papua Neu Guineas. Regenwald, 1000 Meilen bis zum Horizont in jeder Himmelsrichtung. In der feuchten Hitze erfrischt der kühle Willkommens-trunk. Die etwa 40 Jahre alte Lodge ist im Landesstil erbaut: Ein spitzgiebeliges „haus tambaran“ mit geflochtenen Wänden. Überall im Innenraum, an den Wänden, in den Ecken, von der Decke, mitten im Halbdunkel des Raums, beobachten uns gute und böse Maskengeister und –skulpturen. Eine eigenartige Stimmung umfängt uns. Die Stühle sind gewichtig, meist aus dem vollen Baumstamm gearbeitet, mit geschnitzten Figuren an den Rückenlehnen. Lampenschirme aus geflochtenem Gras verbreiten ein weiches Licht. Strom wird übrigens sehr modern über Sonnenkollektoren gewonnen. Zum Abendessen erwartet uns ein liebevoll gedeckter Tisch. Wie überall in Bob's Lodges: Hybiskusblüten als Tischschmuck und im Zimmer. Wir schlafen in kleinen Stelzenhäusern mit geflochtenen Wänden und Kokosfaserdächern. Die Betten versinken unter Moskitonetzen, die von der Decke herabhängen. Alle Möbel sind aus Rattan und anderen Naturfasern hergestellt; nur die Duschen sind modern gekachelt.

Am Nachmittag gleiten wir auf Dschungel-Wasserwegen tief in den Regenwald und erleben eine faszinierende Begegnung mit Menschen, die noch in den Traditionen einer Jäger-Sammler-Gesellschaft verharren, so wie viele Generationen vor ihnen.

Die hübschen, schlanken, braunhäutigen Menschen leben fast nackt, nur mit Blättern und Naturfasern bekleidet und mit Erdfarben bemalt, in ihrem Dorf. Sie leben und ernähren sich von dem, was der Regenwald und der Fluss ihnen bietet.

Hier im Dorf Kundiman wurde uns staunenden überzivilisierten Mitteleuropäern vorgeführt, wie das Hauptnahrungsmittel dieser Dschungelbewohner, der Sago, gewonnen wird. Die Gewinnung geschieht in drei arbeitsintensiven Schritten:

Von einem Stück Sagopalmenstamm spaltet ein Karawari-Mann mit einem an der Spitze scharfen Holzstock mit großem Kraftaufwand die Rinde ab. Schwerstarbeit in der tropischen Hitze. Seine Haut glänzt vor Schweiß. Dann löst er die inneren Fasern heraus und zerhackt sie.

Eine Frau gibt die zerhackten Fasern in geflochtene Körbe und füllt diese mit Wasser auf, das sie mit einer Kokoschale an einer langen Stange aus dem Fluss schöpft. Langsam quillt der Faserbrei auf. Frauenhände drücken ihn fest aus. In der Flüssigkeit setzt sich Sagomehl ab. Die Faserreste werden als Fischfutter in den Karawari geworfen.

Aus dem Sagomehl bäckt eine der Frauen Pfannkuchen in einer irdenen Pfanne, über schwachem Feuer ohne irgendwelches Fett. Die Nachbarin kocht einen Pudding aus Sagomehl. In seiner Konsistenz erinnert er mich an unsere Rote Grütze, ist aber leicht bräunlich. Zu diesem Pudding gibt es Gemüse, das in kochendem Wasser gegart wird, und einen Fisch, der, in einen Gemüse-Kräuter-Mantel gewickelt, ebenfalls in diesen Topf wandert.

Inzwischen haben die Dorffrauen ihre Handarbeiten auf selbstgeflochtenen Matten ausgelegt. Ich erstehe eine hübsche Halskette aus Samen, geschnitzte Schlüsselanhänger und eine hübsche kleine Bilum Bag. Die Bilum Bags gibt es je nach Verwendungszweck in verschiedenen Größen. Mütter tragen ihre Babies in großen Bilum Bags vorn am Körper. Der „Tragriemen“ wird bei schweren Lasten vor die Stirn gelegt.

Am Montagmorgen bringt uns, eine kleine Gruppe Sehr-Früh-Aufsteher, das flache Boot fast lautlos den Karawari hinauf zum „Bird-Watching“. Es dämmt erst. Die Dörfer und leider auch die Vögel schlafen noch. Endlich erspähen wir einen Kakadu. Dann einen Igrit. Das war's. Aber schon die Bootsfahrt in der Morgendämmerung auf dem lehmigen Fluss, den Regenwald auf beiden Ufern, ist ein einzigartiges Erlebnis. Als wir zurückfahren, steigt Rauch auf in den Ein-geborenen-Hütten, jemand angelt Fische, ein anderer holt Wasser. Der Tag hat begonnen.

Nach dem Frühstück ist eine Tagestour angesagt. Wir besuchen zuerst ein großes Dorf im Regenwald am Ufer des Karawari. Der Fluss lädt die Menschen dort ein, mit ihren Booten längere Strecken zurückzulegen und so finden wir hier bereits Spuren unserer Zivilisation, z.B. in der Kleidung und Schaumstoff-matten. Die sehen wir in einem Wohnhaus auf Stelzen, das wir nur einzeln über eine sehr wacklige Treppe betreten dürfen. Der einzige große Raum im ersten Stock hat einen Boden aus locker zusammengefügt Dielen. Die Ritze dazwischen zwingen zum sehr vorsichtigen Fortbewegen. Dieser Raum ist Küche, Schlaf- und Lebensraum. Schränke haben wir nicht entdeckt.

Die Anlegestelle am Fluss ist mit einer Willkommensgirlande geschmückt. Das Dorf erwartet die Ankunft eines Toten, der in einem fernen Hospital gestorben ist. Die Trauernden haben ihre Gesichter weiß angemalt. Der einheimische Führer zeigt uns ein Geisterhaus, wo Schädel der Ahnen und Kultgegenstände aufbewahrt werden. Nur Männer dürfen diese Stätte betreten; Frauen, die hier eindringen, werden getötet..

Unser Boot bringt uns immer tiefer in das Fluss- und Seengebiet im Regenwald. Aus einem Seitenarm kommen uns plötzlich mehrere Einbaum-Kanus mit hübschen,

braunhäutigen Frauen entgegen. Ihre traditionelle farbenfrohe Festkleidung und ihre bunte Körper- und Gesichtsbemalung leuchten in der Sonne. Diese Schau, für die die Frauen bezahlt werden, ist Teil des kulturellen Programms der Karawari-Lodge. Am Abend kommen die einheimischen Männer, ebenfalls in traditioneller spärlicher Kleidung, zu einem sehr gelungenen Sing-Sing mit Instrumenten, Gesängen und Tänzen in die Lodge.

Am 6. Oktober regnet es leicht; die Bewölkung ist gerade noch fliegbar und soll nach Nordwesten aufklaren. Die Beech startet wie immer zuletzt und steigt durch die Wolken, viele Wolken, und landet diesmal vor den beiden Cessnas auf dem höchsten Airstrip in Papua Neu Guinea: 53490 ft und 1554 m, Gravel. Bob fliegt zurück nach Karawari, um das Gepäck zu holen. Als er dort wieder startet, liegen die Wolken in 200 ft fast auf der Bahn. „I know the number of the trees right and left and I was lucky to discover them in the mist.“ Gott sei Dank, dass unsere drei kleinen Flieger vorher sicher gestartet sind.

Von Tari führt ein „highway“ nach Mount Hagen, schmal, unbefestigt, voller Schlaglöcher. Die Ambua Lodge, unser letztes Ziel in Papua, liegt etwas abseits dieses „highways“ auf 7000 ft Höhe. Der Lodge-Bus braucht eine knappe Stunde dort hinauf. Das Haupthaus ist modern gestaltet, fügt sich jedoch gut in die Landschaft ein. Die Zimmer sind kleine Rundhäuser, palmstrohgedeckt, mit einem grandiosen 180 Grad-Rundblick auf die Berge und ins Tal. Gegen die nächtliche Kühle hilft ein elektrisch beheiztes Unterbett. Außer unserer Fliegergruppe beherbergt die Lodge eine größere Gruppe sehr distinguiertes britisch-kanadischer Vogelkundler mit Superferngläsern, die sie stets erwartungsfroh vor den Augen oder umhängen haben.

Der Himmel ist bedeckt und verheißt nichts Gutes. Mit festen Schuhen und Regenjacke folgen wir dem einheimischen Führer auf einen Regenwald-Walk.

Undurchdringliches üppiges Grün, riesige Bäume, riesige Blätter, riesige Wurzeln rings um uns. Der Pfad zum Wasserfall ist schmal, nass, rutschig, das primitive Gelände schwach. Es geht in forschendem Tempo bergauf und bergab, streckenweise über glitschige Stufen. Der Stock ist eine prima Hilfe. Der kleine Wasserfall kommt in der grauen Stimmung ohne aufmunternde Sonnenstrahlen gar nicht so schön zur Geltung. Irgendwann müssen wir den Fluss überqueren. Die Hängebrücke aus geflochtenen Lianen und Holz sieht sehr photogen aus. Wie fragil und wacklig sie jedoch ist, merke ich, als ich mich vorsichtig am Lianengelände hinübertaste und schauernd einen Blick in den Abgrund wage. Nur einzeln dürfen wir diese Brücke überqueren.

Dann fängt es an zu regnen, warmer, ausdauernder Nachmittags-Tropenregen.

Der Weg wird schlammig. Völlig durchnässt erreichen wir die Ambua Lodge und freuen uns über eine Tasse Kaffee.

Der 7. Oktober, unser letzter Tag in Tari, ist angefüllt mit außergewöhnlichen Erlebnissen. Die Hulis im Tari-Land haben noch viele ihrer Traditionen aus der Steinzeit bewahrt. Wir lernen eine ganze Reihe kennen. Wir beginnen im Dorf Habu am Rand des „highways“, wo Männer und Frauen in separaten Häusern leben. Es wird gesagt, dass in den „men's houses“ ein starker Zauber wohnt. Frauen dürfen sie nicht betreten. Jungen ziehen mit 11/12 Jahren zu den Männern und lernen Bäume zu fällen und Häuser zu bauen. Frauen leben in eigenen Hütten und kümmern sich um die Versorgung und Erziehung der Kinder, um die Schweine und den Garten. Die Hulis haben je nach Vermögen mehr als eine Frau. Der Brautpreis, der an die zukünftigen Schwiegereltern zu zahlen ist, beträgt 30.000 Kina oder je zehn große, mittlere und kleine Schweine. Für Zärtlichkeiten und mehr vertrauen sich die Paare dem Busch oder dem Regenwald an. Huli-Männer lösen Streitigkeiten noch im Kampf. Sie kämpfen z.B. um Land, Frauen und Schweine.

Wir erleben hautnah eine Gruppe Huli-Männer in Kriegsbemalung und -kleidung. Im großartigen schwarzen Kopfschmuck stecken wertvolle Federn von Paradiesvögeln, z. B. vom King of Saxony. Darunter tragen sie runde „wigs“ (Perücken) mit Kassuari-Federn. Gesicht und Körper sind mit gelben und roten Mustern phantastisch bemalt. Der gelbe Ton ist heiliger Ton bei den Hulis; „Ambua“ ist das Huli-Wort für gelb.

Muscheln und Zweige sind zu einem originellen Halsschmuck gebunden. Die Schulter ziert ein Schweine-Stoßzahn. Am geflochtenen Gürtel hängen Schweineschwänze. Vor dem Bauch, an den Oberarmen, über dem Po sind Blätter-bündel befestigt. Darunter trägt der Huli-Mann einen Lendenschurz aus dünnen, wie gehäkelt wirkenden Pflanzenfasern. Zum Takt der Kudu-Trommeln führen die Männer uns ihre traditionellen Tänze vor. Frauen bekommen wir in Habu nicht zu sehen.

Weiter unten im Tari-Tal besichtigen wir das Frauendorf Lirako. Über wacklige Holzsprossen ersteigen wir eine Böschung, an deren höchster Stelle ein kleines buntes, rechteckiges Haus steht, ein Grab. Hier kann die Seele des toten Huli sein Land überblicken.

Wir wandern durch üppige Wiesen. Jenseits des Hügels liegt das Dorf der Huli-Frauen. Dort arbeitet Alice Pipi, eine eingeborene Grundschullehrerin, die eine Tochter hat und von ihrem Mann geschieden ist, an einem Projekt, das das harte Leben der Frauen verändern und ihnen mehr Selbstbewusstsein und Anerkennung bringen soll. Die Huli-Frau muss das Land bearbeiten und bepflanzen, für die Kinder und die Schweine sorgen, kochen, Kleidung herstellen und ihren Mann mit mehreren Frauen teilen. Geburtenkontrolle wird von den Männern nicht akzeptiert. Viele Frauen, viele Kinder und viele Schweine bedeuten für den Mann Reichtum und Ansehen im Clan. Frauen werden gekauft und verkauft. Sie haben keinen Besitz. Dieses unglaublich harte Leben will Alice verändern, indem sie den Frauen zeigt, dass sie sich selbst versorgen können.

Alice führt uns in ihren Hof, wo mehrere Frauen in traditioneller Kleidung, barbusig, in einer Reihe sitzen und uns vorführen, was sie aus Palmlättern und anderen Naturfasern herstellen können: Matten, Seile, Gürtel, traditionelle Kleidung, Bilum Bags (Umhängetaschen) und Bilum Caps (Mützen). Jede Frau arbeitet das, was sie am besten kann. Die Handarbeiten werden auch verkauft und der Erlös geht nicht an die Männer.

Eine der Frauen säubert ihr weinendes Baby liebevoll mit Blättern, wickelt es in weiches Moos und Blätter, legt es an ihre Brust und trägt es, wenn es satt ist, in ihrer Bilum Bag. Huli-Frauen gebären ihre Kinder im Dorf oder in der Klinik in Tari. Sie stillen ihre Kinder zwei Jahre lang. Ganz in der Nähe gibt es eine Missionsschule für die Huli-Kinder, in der die Stammsprache und Englisch gelehrt werden. Der Staat unterstützt die Schulen kaum; der Besuch kostet Geld, das nicht alle Eltern aufbringen können.

Krankheiten heilen die Huli-Frauen mit ihrer traditionellen Medizin: Bestimmte Pflanzenblätter werden auf der Haut verrieben, für Kinder werden sie erst weichgekocht.

Trauernde Frauen verhüllen sich monatelang in schwarze Kleidung, früher war es ein brauner Bilum, bis sie zu einer neuen Heirat bereit sind. Eine hart arbeitende Witwe ist gefragt, allerdings kostet sie weniger als ein unverheiratetes Mädchen. Wenn ein Mann ermordet wurde, trägt die nächste Verwandte, Frau oder Schwester, neben ihrer Trauerkleidung so lange einen Dolch in der Hand, bis die Tat gesühnt ist.

Im Kreis der vor uns sitzenden Huli-Frauen lernen wir auch eine „Magic Woman“ kennen, eine Frau mit Zauberkraften. Sie berät die Frauen bei Ehe- und anderen Problemen. Der Zauber muss allerdings mit Kina erkaufte werden.

Alice führt uns dann auf einen Acker, wo junge und ältere Frauen gerade Setzlinge pflanzen. Das Stück Land ist in große, rechteckige Beete eingeteilt, die durch breite Rinnen voneinander abgegrenzt sind, damit die starken tropischen Regenfälle abfließen können. Die Frauen arbeiten ohne Gartengeräte, nur mit der Kraft ihrer Hände und ihres Körpers. In einer Ecke des Beetes ist ein kleines braunes Schwein an einem Seil angepflockt, das so lang ist, dass das Tier das ganze Beet durchwühlen und so die fruchtbare dunkle Erde lockern kann. Eine freundliche junge Frau zeigt uns, wie sie die Setzlinge in die Erde bringt. Sie hält das Pflänzchen in beiden Händen und stößt es mit beiden Armen kraftvoll in die weiche, fruchtbare Erde.

Für unsere letzte Begegnung mit Huli-Traditionen wandern wir in den Regenwald nach Narima Village zu den „Wigmen“. Wir halten auf einer Lichtung an einem Bach. Auf der anderen Seite stehen drei „Buzzeler“, drei junge Männer, die sich einen „wig“, eine Perücke, wachsen lassen. Der einheimische Führer erklärt uns, dass ein „wig“ nur mit Magie und durch eine bestimmte Nahrung wachsen kann. Schweineherz und Schweinefett z.B. sind verboten. Die Haare müssen sauber sein. Sie werden dreimal am Tag nach bestimmten Regeln gewaschen. Die „Buzzeler“ müssen Wasser in einen Bambusstab füllen, zur Sonne blicken, das Wasser aus dem Stab saugen und nach oben ausspucken. Nasse Farnbüschel, über dem Kopf ausgeschüttelt, sollen ein gutes Haarwuchsmittel sein.

Eine Haarwuchsperiode dauert 18 Monate. Für einen kräftigen „wig“ braucht man 10 Perioden: zuerst 4 mal 18 Monate, dann 2 x 18 Monate und zuletzt noch 4 mal 18 Monate, also 15 Jahre. Jeweils nach 18 Monaten werden die Haare abgeschnitten und für den endgültigen „wig“ von einem Spezialisten verarbeitet. Der „wig“ darf während seines Wachstums nicht berührt werden. Beim Schlafen legt der „Buzzeler“ seinen Kopf auf ein besonderes Holzgestell.

Ehe wir das Dorf verlassen, erscheinen die stolzen Wigmen in ihrer traditionellen Kriegerausrüstung für ein Foto und lassen uns einen „wig“ anprobieren und mit Pfeil und Bogen schießen.

Am 8. Oktober 2009 verlassen wir die Ambua Lodge um 8:00 Uhr und fahren über den holprigen Highway zum Tari Airport. Getankt wird per Hand aus vorher von Bob bestellten Fässern. Wir starten in den bedeckten Himmel und fliegen durch Wolken und dann on top. Als wir die Berge hinter uns haben, können wir die Landschaft unter uns wieder uneingeschränkt sehen. In dem breiten Fluss- und Seengebiet finden wir durch Bob's Ortskenntnis die Grasbahn von Kawito ohne Probleme. Während die kleinen Flugzeuge nachgetankt werden, besuche ich die Schule der MAF Missionary Aviation Fellowship und staune, welche uralten Schreibmaschinen und Blaudrucker hier noch benutzt werden. Immerhin steht ein ausführlicher Stundenplan für alle Klassen an einer breiten Tafel. Jeder Schulmorgen beginnt mit einer „Devotion“ (Andacht). Und heute ist von 11.10 bis 11.50 Uhr Prüfung.

In Daru, wo wir die Zollabfertigung über uns ergehen lassen müssen, verabschieden wir uns von Papua Neu Guinea mit großer Dankbarkeit für all das Schöne, Interessante und Andersartige, das wir in diesem Land mit Bob Bates' Unterstützung erleben durften. In Horn Island hat uns Australien wieder.

Doris Gerecht

Bilder dazu findet ihr hier: www.pilotinnen.de , **Fotos**, **Fotoalben** oder hier:

<http://picasaweb.google.de/lh/sredir?uname=pilotinnen&target=ALBUM&id=5411813518757722897&authkey=Gv1sRgCK6gm7br4oGD5AE&feat=email>